

len anderen in Deutschland lebenden Juden, die, hier geboren und aufgewachsen, vor einem Neuanfang in der Emigration zurückschreckten oder sich erst dann dazu entschlossen, als es zu spät war.

Cohns Tagebuch stellt somit eine herausragende und ungewöhnlich dichte Quelle dar, die Einblick in den Alltag, die Sorgen und Nöte der von der nationalsozialistischen Verdrängungs- und Verfolgungspolitik betroffenen deutschen Juden gibt. Insofern ist es – anders als es der von dem Hrsg. gewählte Untertitel suggeriert – nicht nur ein „Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums“, sondern dokumentiert exemplarisch die zunehmend schwieriger werdende Lebenssituation der in Deutschland lebenden Juden in den Jahren nach 1933 bis zum Zeitpunkt ihrer Deportation und schließlich Ermordung und erlangt somit eine weit über den lokalen Kontext hinausreichende Bedeutung.

Kritisch anzumerken bleibt, dass die Art und Weise der Kommentierung des Tagebuchs durch den Hrsg. nicht immer nach für den Leser nachvollziehbaren Kriterien erfolgte. So bleiben etwa wichtige Einrichtungen der Breslauer jüdischen Gemeinde (z.B. Angerschule, S. 265; Gesellschaft der Freunde, S. 120) oder auch zentrale, mehrfach erwähnte Ereignisse der Geschichte der Breslauer Juden wie der „Geiger-Tiktin-Streit“ ebenso unkommentiert wie die Erwähnung eines der führenden deutschen Reformrabbiner, Caesar Seligmann, wohingegen andere, für die Lebenswelt Willy Cohns eher marginal erscheinende Ereignisse und Persönlichkeiten ausführlich gewürdigt werden. Für Leser, die nicht mit der Geschichte der Breslauer jüdischen Gemeinde oder generell der Juden in Deutschland vertraut sind, hätte man sich eine etwas andere Schwerpunktsetzung bei der Kommentierung des Tagebuchs durch den Hrsg. gewünscht. Ungeachtet dessen jedoch hat Conrads mit den Tagebüchern Willy Cohns eine Quelle vorgelegt, die auf eindringliche und bewegende Weise Einblick in das Leben von Juden in Deutschland in den Jahren vor der Shoah gibt.

Berlin – Halle/Saale

Andreas Reinke

Martin Zückert: Zwischen Nationsidee und staatlicher Realität. Die tschechoslowakische Armee und ihre Nationalitätenpolitik 1918-1938. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 106.) Oldenbourg Verlag, München 2006. X, 354 S. (€ 49,80.)

Der am Collegium Carolinum tätige Autor zeichnet in seiner hervorragenden Studie die Voraussetzungen und Entwicklungen sowie Theorie und Praxis des Umgangs mit nationalen Minderheiten in der Armee eines der Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie nach. Diese Themenwahl fügt sich in das Paradigma einer modernen Militärgeschichte, der es weniger um im eigentlichen Sinne militärische Fragen geht als vielmehr um die Veranschaulichung der ideellen, sozialen und materiellen Lebens- und Arbeitsbedingungen der Soldaten als Angehörigen der Gesamtgesellschaft. Dadurch wird die imaginäre soziale und mentale Grenze zwischen Zivil und Militär überwunden und werden die ständigen Wechselwirkungen sichtbar. Das Leben der Armee und ihrer Angehörigen spiegelt – zumindest hinsichtlich bestimmter Fragestellungen – wie in einem Brennglas die allgemeinen Entwicklungen der Gesellschaft wider. Der Neuaufbau bzw. die partielle Fortführung administrativer Praxis über die zeitliche Schwelle zwischen alter und neuer Staatlichkeit hinweg war gerade in den für die Identität des modernen Staates zentralen Institutionen, so auch in der Armee, von der Spannung zwischen idealtypischer Neudefinition und pragmatismem, stabilisierendem Umgang mit den Realitäten gekennzeichnet. Eine für die Zwischenkriegszeit besonders wichtige Realität war die Nationalitätenfrage: Die multiethnische Wirklichkeit in den „falschen Nationalstaaten“ stieß sich durchweg am nationalstaatlichen Anspruch der Nominalvölker. Zugleich zog das Selbstbild der Nachfolgestaaten als „westlich-demokratische“ Alternative zu den „repressiven“ und „militaristischen“ Imperien unweigerlich analoge Forderungen der nationalen Minderheiten nach sich. Der Autor behandelt neben organisationsgeschichtlichen Fragen vor allem solche der Eigen- und Fremdwahrnehmung; hierdurch gelingt ihm die schlüssige und fruchtbare Hinterfragung festgefahrener Interpretationen zur Geschichte der ČSR.

Die Eingliederung großer, nicht ethnisch tschechischer bzw. „slawischer“ Gebiete in den neuen Staat stellte die gerade entstehende Armee vor komplexe Herausforderungen, und wie die Staatsführung generell konnte auch sie nie den Widerspruch auflösen, der zwischen dem Vorrang der „Tschechoslowaken“ und dem Anspruch auf legitime Herrschaft auch über die anderen Landesteile entstand: Einerseits sollten die nationalen Minderheiten als Staatsangehörige gemäß dem „westlichen“ Individualprinzip den gemeinsamen Staat verteidigen, andererseits gerierte dieser sich zugleich ideell und praktisch als „tschechoslowakischer“ Ethnostaat und marginalisierte die Minderheiten *ipso facto*. Hinzu kam der „Misstrauensvorschuss“, der in Krisenmomenten wie 1918 und 1938 zu einem stark begrenzten Einsatz vor allem der deutschen und magyarischen Soldaten führte. Während des gesamten Zeitraums mussten die meisten Wehrpflichtigen nach einem bestimmten Dislokationsschlüssel ihren Dienst heimatfern leisten, wurden also unter großem Aufwand von West nach Ost und umgekehrt verbracht. Dadurch sollten sie mit den weiter entfernten Teilen des Staates bekannt und dieser gleichsam ‚menschlich durchmischt‘ werden; zugleich aber ging es der Armeeführung darum, in den überwiegend von Minderheiten bewohnten Grenzgebieten gegen die revisionistischen Nachbarn Deutschland und Ungarn der Armee einen überwiegend tschech(oslowak)ischen Charakter zu geben, weil sie letztlich nur dem Staatsvolk die Sicherheit der Grenzen anvertrauen wollte. Allerdings ist bei dieser wie bei anderen Maßnahmen eine klare Unterscheidung zwischen praktischen und ideologischen Motiven schwierig; hierin wie in dem Dislokationssystem liegt übrigens eine interessante Ähnlichkeit zur Armeepolitik Preußens bzw. des deutschen Kaiserreichs bis 1918 sowie teilweise Österreich-Ungarns.

Generell festzuhalten sind – angesichts der ostentativen, stereotypen Abgrenzung des „Tschechoslowakismus“ von einem dämonisierten Österreich-Ungarn – die zahlreichen Ähnlichkeiten, die das neue multiethnische Heer in Struktur, Innenleben und Führung mit jenem älteren, größeren Vorläufer aufwies: Vor allem waren dies die faktische Anerkennung der Multiethnizität, daraus folgend im Ausbildungswesen der Gebrauch mehrerer Minderheitensprachen neben der tschechischen Kommandosprache sowie teilweise der Einsatz von Medien (Zeitschriften usw.) zur vertieften Identifikation der Minderheiten mit der Armee.

Z. zeigt überzeugend, dass sich auch und gerade in der Streitkräftepolitik der ČSR deren komplexer Charakter zwischen ethnisch-nationaler Begründung durch die „tschechoslowakische“ Nationsidee einerseits und dem Bemühen um einen zivilisierten Umgang mit der heterogenen Wirklichkeit andererseits niederschlug. Bis zum Münchner Abkommen von 1938 sorgte der im Vergleich zu den anderen Nachfolgestaaten hohe Entwicklungsgrad der bürgerlich-pluralistischen Gesellschaft für ebenfalls hohe rechtliche und politische Standards auch gegenüber den nationalen Minderheiten, und dies setzte sich in der der zivilen Führung klar untergeordneten Armee grundsätzlich fort. Damit wird die politische Bedeutung des „tschechoslowakischen“ – tatsächlich: des tschechischen – Nationalismus nicht geleugnet, der die Angehörigen der „tschechoslowakischen“ Staatsnation in vielfacher Hinsicht bevorzugte; die dadurch implizierten Diskriminierungen der Minderheiten scheinen aber innerhalb wie außerhalb der Armee die Grenze zur konkreten Schädigung nur selten überschritten zu haben. Die Armee bemühte sich in unterschiedlicher Weise, wenn auch mit begrenztem Erfolg, um ihre Popularisierung bei allen Staatsbürgern; der Einfluss nationalistischer tschechischer Organisationen auf sie scheint aber ebenso begrenzt gewesen zu sein. Außerdem verband sich die oft isoliert diskutierte „nationale Frage“ durchweg mit anderen Konfliktlinien, die den neuen Staat durchzogen.

Der Autor betont zu Recht, dass das permanente staatspolitische Identitätsproblem als multidimensional verstanden werden muss: Die nationalen „Konfliktgemeinschaften“ waren nicht nur bilateraler Natur, sondern spannten sich letztlich kompliziert zwischen den Tschechen einerseits und den übrigen Bevölkerungsgruppen – einschließlich der Slowaken – andererseits. Es ist in der Tat bezeichnend, dass schwerwiegende Probleme des inneren Aufbaus der Armee nicht nur aus dem minderheitenpolitischen Kontext erwuchsen, sondern aus

den inneren Widersprüchen des „Tschechoslowakismus“: Zum einen blieb den Slowaken die tatsächliche Gleichberechtigung mit den Tschechen letztlich meist versagt, und so waren sie etwa im Offizierskorps ebenso spärlich vertreten wie die ‚offiziellen‘ Minderheiten, auch wenn hierfür wohl vor allem Unterschiede im Bildungsstand verantwortlich waren. Zugleich war es für viele Slowaken schwer, in der heimatfernen Dislokation nicht eine ähnliche Ausnahmebehandlung zu sehen wie die Minderheiten, zumal selbst das womöglich aufrichtige tschechische Streben nach einer nationalkulturellen Vereinigung mit den Slowaken einen paternalistischen, kulturträgerischen Charakter besaß. Zum anderen verlief in den frühen Jahren nach 1918, als die Minderheiten – da Weltkriegsverlierer – noch kaum im tschechoslowakischen Heer vertreten waren, die Hauptkonfliktlinie innerhalb des tschechisch dominierten Offizierskorps zwischen den Legionären, die im Dienst der Auslandsaktion um Masaryk auf Seite der Entente gekämpft hatten, und jener großen Mehrheit der bis zum Schluss loyal im k.u.k. Heer gestandenen tschechischen Offiziere. Die offene Bevorzugung der ersteren diente der Verbreitung der „Widerstandslegende“ als dem Gründungsmythos der ČSR; sie stieß jedoch nicht nur auf die rivalisierende Position der „Österreicher“, sondern war – da die militärische Qualifikation und Bedeutung der Legionäre im Weltkrieg durchaus begrenzt gewesen war – auch ungeeignet, den realen Bedarf der Armee an erfahrenen Offizieren zu decken. Letztlich kam es während der stabilen Phase Mitte der 1920er bis Mitte der 1930er Jahre zu überwiegend pragmatischen Kompromisslösungen, auch bei der Behandlung der Minderheiten im Heer. Jenseits nie auszuschließender persönlicher Reibereien scheint es weder seitens der Vorgesetzten noch seitens der tschech(oslowak)ischen Kameraden zu einer systematischen Schlechterbehandlung der Minderheitenangehörigen im Heer gekommen zu sein.

Als von der Armee kaum zu steuernder Faktor war der Einfluss der Außenpolitik besonders zu Beginn und gegen Ende der ČSR sehr groß und neutralisierte häufig auch aufrichtig gemeinte Reformbemühungen im Innern. Auch das generelle Verhältnis zum Militärischen unterlag in dem tatsächlich sehr ‚zivilen‘ Staat bei allen Bevölkerungsteilen durchaus Wandlungen. Schließlich muss eine demokratische Geschichtsschreibung bemüht sein, auch individuelle Motive zu berücksichtigen. So ist es z.B. schlüssig, wenn Z. die großen Desertionszahlen deutscher Wehrpflichtiger bei der Mobilmachung im Herbst 1938 trotz der damals bereits dominierenden Stellung der Sudetendeutschen Partei nicht einfach als Ausdruck pro-nationalsozialistischer Gesinnung interpretiert, sondern als Resultat von Opportunitätsabwägungen angesichts der absehbaren deutschen Inbesitznahme der tschechischen Grenzgebiete. Hier wie an vielen anderen Stellen gelingt dem Autor das Bild einer vielschichtigen, widerspruchsbeladenen, aber durchaus nicht nur konfliktträchtigen Vielvölkergemeinschaft in der Armee, die zugleich Schlüsse auf die Zivilgesellschaft zulässt.

Die Arbeit beruht auf einer breiten Basis aus Archivalien, Quellensammlungen, zeitgenössischer Presse sowie der relevanten deutsch-, tschechisch- und englischsprachigen Forschungsliteratur. Die Bewertungen des Handelns der historischen Akteure durch den Autor sind durchweg von großer Ausgewogenheit und Reflexion gekennzeichnet; stellenweise wäre sogar eine etwas stärkere Kritik an den Konstruktionsmängeln des „Tschechoslowakismus“ und ihren Folgen durchaus vertretbar gewesen. Als einziger wirklich störender Punkt ist der Umstand anzuführen, dass die Ortsnamen nach einmaliger Nennung der deutschen (bzw. ungarischen) Version durchgängig tschechisch wiedergegeben werden. Dies wirkt häufig künstlich und stört den Lesefluss, insbesondere bei damals ganz oder überwiegend deutsch bewohnten Orten, zumal wenn im unmittelbaren Anschluss deutsche Quellen (Zeitungen u.ä.) zitiert werden, die natürlich den deutschen Ortsnamen verwenden. Davon bleibt aber der sehr solide und das militär-, politik- und sozialgeschichtliche Wissen um die Zwischenkriegszeit bereichernde Charakter der Arbeit unberührt, deren Lektüre nur wärmstens empfohlen werden kann.

Leipzig

Jens Boysen